

Der folgende Text entstand im Sommer 2021 auf Anfrage von Sebastian Bohn. Ich entschied mich, von meiner Erfahrung als Schauspieler zu schreiben und dem solidarischen Miteinander in der freien darstellenden Kunst.

EIN TEXT ÜBER SOLIDARITÄT

Khosrou Mahmoudi

Sehr geehrte Damen und Herren aus der freien Szene, Theater der freien Szene und Förderstrukturen der freien Szene,

auf den folgenden Seiten versuche ich, meine Meinung über Kunstförderung zu beschreiben. Sicher sind meine Erfahrungen in diesem Bereich begrenzt, aber ich habe auch viel von anderen Leuten über die Förderstruktur gehört und wir haben viel darüber diskutiert. Ich hoffe, mich auf den folgenden Seiten richtig und verständlich auszudrücken.

Solidarität (Zusammengehörigkeit): Ein Wort, ein reizendes Wort, ein stimmungsvolles Wort. Ein Wort, was uns ermutigt, anders zu denken, vielleicht menschlich oder sogar humanistisch. Aber die entscheidende Frage ist: Wann verwandelt sich ein Gedanke oder eine Idee zu einem Akt, in eine Praxis, die solidarisch ist oder solidarisch wirkt? Ein Modell als Praxis, die sich grundsätzlich um Kunst kümmert, ist Kunstförderung; eine finanzielle Unterstützung der Künstler*innen, mit deren Hilfe sie ihre Pläne verwirklichen können. Es klingt toll und wunderbar, aber es ist kein einfacher Prozess, das Geld zu bekommen. In einem kapitalistischen System, in dem Hierarchie herrscht, ist es immer wichtig, wer die Mittel bekommt. Und wir dürfen nicht vergessen, wo Hierarchie aus- und einatmet, gibt es weniger Sauerstoff für andere lebendige Wesen. Wie fast alle Systeme ist auch die Kunstförderung ein zweiseitiges und zweiseitiges System: Die einen werden gefördert, die anderen nicht.

Nun will ich über meine Erfahrungen als selbstständiger Schauspieler in Deutschland sprechen, über einen anderen Prozess im Kunstbereich. Wenn man als selbstständiger Schauspieler nach einem Job oder Projekt sucht, wendet man sich zum Beispiel an Webseiten wie *Bühnenjobs* oder *Theapolis*. Dort befinden sich Stellenangebote. In 2014 habe ich mich bei einem Projekt in Berlin beworben. Nach ein paar Tagen hat die Gruppe mir zurückgeschrieben und ich wurde zu einem Vorsprechen eingeladen. An dem Abfahrtstag habe ich gedacht; „Okay, wieder

die gleiche Geschichte, ich werde vor ein paar Leuten etwas, das ich zur Vorbereitung auswendig lernen musste, vorspielen.“ Eine Foltersituation für beide Seiten; das ist mein Ausdruck dafür. In solchen Situationen gibt es immer zwei Seiten: Die eine, die entscheidet, ob du talentiert genug für eine Rolle bist und die andere, die versucht zu beweisen, dass er oder sie talentiert genug für die Rolle ist – sogar besser als andere Bewerber*innen. Am Ende dieses Gladiatorenkampfes wird nur eine Person als Gewinner*in ausgewählt und bekommt die Chance, als Künstler*in zu überleben.

Als ich also an dem Ort ankam, an dem das Vorsprechen stattfand, war ich richtig überrascht. Wider meine Erwartung gab es nicht diese zwei Seiten. Wir waren eine Gruppe. Es war eine freundliche Atmosphäre. Es gab nicht 15 oder 30 Bewerber*innen, sondern nur vier oder fünf Personen plus Mitglieder der Gruppe und die Regisseurin. Es gab keine Kronen und keinen Thron, auf dem König und Königin saßen, um zu trinken, zu lachen, herabzuschauen und ihre Witze zu machen.

Erst haben wir uns umgezogen und danach aufgewärmt, genau wie auf einer richtigen Probe. Nach fünf Minuten habe ich vergessen, dass es ein Vorsprechen war. Man konnte einfach seine Zeit genießen, ohne Stress, Angst oder Sorge. Das habe ich nirgendwo in Deutschland sonst so erlebt. Es gab keinen Unterschied zwischen den Bewerber*innen. Wir waren in zwei Gruppen aufgeteilt, danach haben wir zusammen improvisiert, miteinander diskutiert, unsere Spielpartner*innen gewechselt und so weiter. Damit konnten wir selbst sehen, wie es gelaufen ist, wie die Chemie zwischen uns war. Alle waren ein Teil des Prozesses und es gab keine Hierarchie, die uns geteilt hätte. Ich empfand es als einen sehr solidarischen Prozess, indem wir mitwirken durften. Es gab kein „Hinter den Kulissen“, wo die Entscheidungen getroffen, wo über Gewinner*innen oder Verlierer*innen entschieden worden wäre. Es war eine Zusammenarbeit in Bezug auf die Sache.

Nun ist meine Frage, ob man ein komplett neues Förderungssystem braucht oder das jetzige System bereit ist, sich verbessern zu lassen, sich aktualisieren zu lassen? Wenn ja, wie? Ist es nicht an der Zeit, dass Künstler*innen und Theaterhäuser aktiver an diesem Prozess mitwirken und eingebunden werden müssten? Wir sollten nicht wie Scheherazade in 1001 Nacht sein, wo sie Geschichten erzählt, damit der König sich vergnügt und sie weiterleben darf. Warum dürfen wir nicht miteinander, ohne zu wissen, welcher Antrag wem gehört, darüber diskutieren und Meinungen austauschen? In einem solchen Austausch könnten Theaterhäuser eine große Rolle spielen und mit ihrer Expertise unterstützen.

Vielleicht können sie sich alle besser gegenseitig unterstützen. Mit guten Vorschlägen wird ein Antrag, der im Kern eine gute Idee anbietet, verbessert. Die Ideen könnten zirkulieren: Jede Stadt bekommt Anträge von einer anderen Stadt, so kommen Künstler*innen automatisch indirekt miteinander in Kontakt. Dann gäbe es eine Brücke zwischen ihren Ideen. In diesem System sehe ich nicht nur Leute, die genau wissen, wie man Sätze formuliert. Üblicherweise haben nur sie eine Chance, an Geld zu kommen. Hier ginge es aber um die Idee – nicht darum, wer sich am besten auf deutsch ausdrücken kann.

Meiner Meinung nach, wenn es um Kunst geht und besonders um Ideen, müssen bürokratische Prozesse abgeschafft werden. Künstler*innen und ihre Ideen sollten sich nicht an Bürokratie anpassen müssen, weil es dann immer die Gefahr gibt, dass sie opportunistisch denken, damit sie im kapitalistischen, bürokratischen System weiterkommen und weiter existieren können. Wo sich aber mehrere Menschen verantwortlich fühlen und füreinander Verantwortung übernehmen, weil sie Teil desselben Prozesses sind, ist Solidarität stärker präsent als in einem anonymen Prozess, an dessen Ende man lediglich über die Entscheidung informiert wird, ob man dabei ist oder nicht. Jede*r Künstler*in kennt das. Wir müssen aus dem Kreis ausbrechen, um den richtigen, oder besser gesagt, den passenden Weg für uns zu finden. Samuel Beckett schreibt in seinem Roman Molloy (1951): „Ich habe mein Bestes getan, um in einem Kreis zu fahren, in der Hoffnung, auf diese Weise in einer geraden Linie zu fahren.“